

za sloveno-croata; tra le due guerre si tessono, a favore di quest'ultima, piccole e grandi trame a cavallo del confine, con carattere di emergenza o di ampio respiro, pacifiche o aggressive. Anche l'associazionismo, come i governi, fa ampio ricorso all'arsenale storico-letterario-monumentale, convenientemente interpretato e ampliato. Sono attive, infine, le organizzazioni di classe, che soffrono della tensione tra l'internazionalismo della dottrina e i richiami identitari dei rispettivi gruppi "etnici".

Come si intrecciano tutti questi fili, come interagiscono le forze maggiori e minori, convergenti o concorrenti, ma tutte miranti a plasmare secondo i propri fini il materiale umano che insiste sul territorio (salvo espellerlo quando si riveli refrattario)? Che efficacia hanno l'educazione, la creazione di stereotipi, le discriminazioni e le violenze; come si resiste alle pressioni esercitate lungo un quarantennio dai gruppi egemoni, e quale è la sorte ultima degli oppositori e degli esuli, volontari e coatti; quanto pesano, nelle relazioni tra i gruppi e i singoli, le memorie conflittuali? Wörsdörfer raccoglie la sfida di queste tematiche così strettamente annodate, e le dipana in una narrazione sobria e convincente, libera, anche grazie alla terzietà dell'autore, dalle precomprensioni ormai consolidate nella tradizione storiografica.

Il libro, in tedesco e in italiano è diviso in cinque capitoli; ma alla lettura risulta articolato sostanzialmente in due sezioni: una prima sezione analitica, in cui i fatti intercorsi tra il 1915 e il '40 sono dati come noti, mentre è ampiamente sviluppata, grazie a un apparato ermeneutico sofisticato, ma non esoterico, l'analisi dei fermenti che hanno luogo nell'area di crisi (con le risonanze a livello nazionale); una seconda sezione più narrativa, evenemenziale, che ripercorre i fatti della Resistenza, della creazione dello stato socialista titino (e dei mezzi usati in detta costruzione), delle foibe e dell'esilio giuliano-dalmata; un racconto che rimedia alla tendenziosità (o alla unilateralità) di tanta letteratura sul "confine orientale".

Tullio Omezzoli

Marina Hilber, *Institutionalisierte Geburt. Eine Mikrogeschichte des Gebärhauses* (Histoire 33)

Bielefeld: Transcript 2012, 358 S.

Das Buch zeichnet die institutionelle Entwicklung des Innsbrucker Gebärhauses von seinen bescheidenen Anfängen im Jahr 1816 bis zu seinem Ende durch Fusion mit der Frauenklinik 1924 nach. In den ersten Jahrzehnten verfügte

die Anstalt nur über zwei Zimmer im städtischen Bürgerspital, für Schwangere und Wöchnerinnen insgesamt sechs Betten. Mit einem ärztlichen Leiter und einer Hebamme ausgestattet, diente sie der praktischen Ausbildung von Landwundärzten und Hebammen (also dem niederen medizinischen Personal) an dem medizinisch-chirurgischen Lyzeum, das in Innsbruck statt der medizinischen Fakultät der 1810 geschlossenen Universität eingerichtet wurde. Ein wesentlich größeres Gebärd- und Findelhaus wurde 1819/33 im ehemaligen Kloster Alle Laste bei Trient begründet. Dort standen 30 heizbare Zimmer und 100 Betten zur Verfügung, so dass die auszubildenden Hebammen reichlich Gelegenheit zum praktischen Lernen fanden. Als die Innsbrucker Anstalt 1858 zur Filiale von Alle Laste erhoben wurde, erfuhr sie eine beträchtliche Erweiterung. Sie erhielt fünf weitere Räume im Bürgerspital und war nun mit insgesamt 22 Betten ausgestattet. Bei Wiedererrichtung einer medizinischen Fakultät an der Universität Innsbruck wurde 1869/70 die Gebärd- und Findelanstalt aus dem Trentino nach Innsbruck verlegt, und sie ging in die Trägerschaft des Landes Tirol über. Doch blieb sie mietweise in dem städtischen Spital untergebracht. Bei steigender Frequentierung – man verzeichnete nun ca. 400 Geburten pro Jahr – wuchs die Raumnot. 1881 wurde die Einrichtung in eine reine Gebärdanstalt umgewandelt, die Findelfürsorge eingestellt. 1887-90 erhielt die Geburtsklinik endlich einen stattlichen Neubau mit 40, später 70, dann 85 Betten. Die Geburtenzahlen stiegen weiter, seit 1906 lagen sie über 1.000 pro Jahr, so dass die Räumlichkeiten erneut hinter dem Bedarf zurückblieben. Der erste Weltkrieg und seine Folgen, nicht zuletzt die schwierige Versorgungslage, ließen die Frequenz sinken. Schließlich wurde 1924 die Gebärdanstalt in die erweiterte Frauenklinik integriert.

Die wechselvolle Geschichte der Innsbrucker Einrichtung zeigt viele Aspekte, die auch von anderen Entbindungshospitälern bekannt sind. Darauf weist die Verfasserin, gestützt auf die Forschungsliteratur, wiederholt hin. So reicht die Arbeit deutlich über die lokale und regionale Ebene hinaus. Dies Verdienst wird nur unwesentlich gemindert durch gelegentliche Missverständnisse.¹ Dass verschiedene Institutionen und Ebenen – Stadt, Land, Gesamtstaat – die Kosten zwischen sich hin- und her zu schieben suchten, ist eine häufige Erscheinung. Unterfinanzierung, Raum- und Personalnot kennzeichneten den Alltag in vielen Gebärdhäusern – trotz der wohlklingenden Versprechungen, mit denen die öffentlichen Stellen sie zunächst angekündigt hatten. Wie der Unterrichtszweck mit der Fürsorge für bedürftige Frauen zu vereinbaren war, stellte sich immer wieder als Problem. Dass die Kommunen mit Blick auf die stets knapp bestückten Armenkassen die Last lediger Mütter und unehe-

1 So wird referiert, dass im Entbindungshospital der Universität Göttingen um 1800 nur je einem Studenten und einer Hebamenschülerin die Betreuung der Geburt übergeben wurde (S. 278), dabei jedoch übersehen, dass außerdem bis zu 30 Studenten als Zuschauer anwesend waren.

licher Kinder abzuschieben suchten, ist vielerorts zu beobachten. Aber auch die Besonderheiten der Innsbrucker Anstalt arbeitet die Verfasserin deutlich heraus, nicht zuletzt die wachsende Rivalität zwischen den italienisch- und deutschsprachigen Teilen des Landes um diese Einrichtung. Dieser Aspekt wird sowohl auf der Ebene der politischen und administrativen Institutionen als auf der der Patientinnen und des Hebammenunterrichts untersucht.

Der chronologischen Darstellung der Anstalt (S. 77–194) folgt ein Kapitel über das Personal (S. 195–239). Leitender Arzt war in der Regel der Professor für Geburtshilfe am Lyzeum bzw. der medizinischen Fakultät der Universität. Übergeordnet war ihm seit 1870 freilich ein Direktor bzw. Inspektor, der unmittelbar den Landesbehörden unterstand. Ein Sekundararzt und eine, später mehrere Hebammen vervollständigten das Fachpersonal, während die pflegerischen Aufgaben in der Hand von Ordensfrauen lagen. Ein weiterer Abschnitt (S. 239–259) stellt aufgrund umfangreicher Stichproben aus den namentlichen Patientenregistern und ergänzenden Quellen die strukturellen Merkmale der Gebärdhausklientel dar. Dabei wird ein tief greifender Wandel deutlich. Bis 1881 war die Einrichtung ausschließlich ledigen Gebärenden vorbehalten, und diese Frauen zog sie aus dem ganzen Land Tirol an, wenn auch überwiegend aus den deutschsprachigen Teilen. Seit dem späten 19. Jahrhundert kamen mehr und mehr bedürftige verheiratete Frauen in die Geburtsklinik, dafür verengte sich der räumliche Einzugsbereich zunehmend auf die Stadt. Diese Veränderung stellt Vf.in in den Kontext des wirtschaftlich-sozialen Wandels in Tirol und Innsbruck. Ein Kapitel über das Leben in der Anstalt (S. 260–314) von der Aufnahme über die Entbindung und das Wochenbett bis zur Entlassung steht am Ende. Bei der Interpretation der Zahlen zur Müttersterblichkeit sollte berücksichtigt werden, dass kranke Wöchnerinnen oft auf eine andere Station verlegt wurden (S. 303, 307) und damit aus der Statistik der Geburtsklinik verschwanden.

Das Werk ist nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Stadtgeschichte von Innsbruck und zur Tiroler Regionalgeschichte, sondern bereichert auch die europaweite Forschung zu den Entbindungshospitälern. Als Mikrogeschichte würde ich es – entgegen dem Untertitel – nicht charakterisieren. Denn wie die Institution von den beteiligten Personen und Personengruppen strategisch genutzt, angeeignet und verändert wurde, wird nur andeutungsweise klar. Das liegt gewiss an der Quellensituation: Die geburtshilflichen Fallgeschichten und Anamnesen der Patientinnen sind nicht überliefert. Doch hätte die Analyse des vorhandenen Materials an manchen Stellen vielleicht tiefer dringen können. Wir erfahren zwar, dass für die ledigen Schwangeren bis 1881 das wichtigste Motiv zum Eintritt in das Gebärdhaus wohl die Aussicht war, das Kind dem staatlich finanzierten Findelsystem zu übergeben (S. 105 ff.). Auch von dem Druck der Heimatgemeinden auf die unverheiratet Schwangeren, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, werden eindrucksvolle Beispiele präsentiert

(S. 108 f.). Doch was der Gebrauch der Findelanstalt für die ledige Mutter bedeutete, wird nicht diskutiert. Berichtet wird (S. 122), dass laut Anordnung der Landesbehörden von 1871 Schwangere in die Gratisabteilung nur aufgenommen werden sollten, wenn sie zuvor einen geeigneten Pflegeplatz für ihr uneheliches Kind fanden und eine Bescheinigung des Ortsgeistlichen über die Pflegevereinbarung – zusätzlich zu Heimatschein und Armutszeugnis – vorwiesen. Das bedeutete eine Entlastung der Findelanstalt. Erwähnt wird auch, dass diese Vorschrift für die deutschsprachigen Teile Tirols – im Gegensatz zu den italienischsprachigen – nur die bisherige Gewohnheit bestätigte: Schon zuvor seien die Pflegeeltern meist von der ledigen Mutter ausgewählt und zusätzlich bezahlt worden. Was bedeutet das für den Gebrauch, den die ledigen Mütter von der Findelanstalt machten? Nutzten sie die Institution nur zur Finanzierung bzw. Subventionierung eines Pflegeplatzes, keineswegs zur dauernden Trennung von ihrem unehelichen Kind? Das würde über das hinausgehen, was wir von italienischen und französischen Findelhäusern wissen: Dort gaben nicht wenige Eltern ihrem Kind beim Einlegen in die Drehlade ein Erkennungszeichen mit, um es eventuell später, nach Überwindung einer Notlage zurückholen zu können. – Auch die Dokumente von Konfliktfällen hätten möglicherweise noch intensiver interpretiert werden können. Eindrucksvolle Beschwerdebriefe von Patientinnen über die Rücksichtslosigkeit, mit der der neue Professor und Primararzt 1878/79 bei den Untersuchungsübungen seiner Studenten von den Schwangeren völlige Entblößung verlangte, werden abgedruckt (S. 274). Doch das komplexe Zusammenspiel von Direktor, Sekundararzt, Hebamme und Patientinnen gegen den neuen Professor wird nicht transparent. Auf welche Weise die verschiedenen Interessen zu einer Koalition gebündelt wurden, die schließlich zur Entfernung des Neuen führte, bleibt im Dunkeln. Dass der Geburtshelfer, der die bis dahin unerhörten Zumutungen an die Patientinnen stellte, zugleich der erste war, der Forschung im Innsbrucker Hospital betrieb und veröffentlichte (S. 214 ff.), dass er sich vehement für Antisepsis à la Lister einsetzte und so das Kindbettfieber effektiv bekämpfte (S. 309, 313), wird erwähnt; die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen Instrumentalisierung der Patientinnen und wissenschaftlichem Fortschritt gibt, taucht nicht auf. Trotzdem leistet der Band einen beachtlichen Beitrag zur regionalen und internationalen Literatur.

Jürgen Schlumbohm.